

Die Kunst, Musik von Liszt und Mussorgsky stimmig zu interpretieren, beherrscht die georgische Pianistin Tamar Beraia auf beeindruckende Art und Weise

VON PATRICK BROSIG

Gailingen – Viele Töne auf ein Blatt Papier zu schreiben, zusammen mit Anweisung, sie in möglichst geringer Zeit hintereinander zu spielen, ist nicht besonders schwer. Dies aber so zu tun, dass nichts gekünstelt, alles natürlich wirkt, ohne dabei langweilig zu werden, ist eine hohe Kunst. Diese beherrschte Franz Liszt in Vollendung. Die Virtuosität in Liszts Musik besteht vor allem aber auch im Wechsel zwischen schnell und langsam, laut und leise, temperamentvoll und getragen, hoffnungsvoll und vor Trauer gelähmt. Ebenso groß ist die Kunst, dies natürlich und musikalisch stimmig zu interpretieren. Diese Kunst beherrscht die georgische Pianistin Tamar Beraia zutiefst beeindruckend. Ihre musikalische Vielseitigkeit und Virtuosität bildeten den bestmöglichen Abschluss der grandiosen Jubiläumssaison der „Kammermusik am

Hochrhein“ in den Kliniken Schmieder in Gailingen.

Beraia begann das Konzert mit Liszts Klaviersonate in h-Moll. Vom ersten Ton an versank die mehrfach ausgezeichnete Pianistin in der Musik, sorgte so für einen Sog, der das Publikum bis zum Ende nicht mehr losließ. Ebenso überzeugend wie die magische Intimität war ihre Klarheit und Transparenz bei leisen schnellen Läufen. Ebenso der Klangnebel, den sie verbreitete, nur um dann daraus beinahe himmlische Erlösung steigen zu lassen. Natürlich wurde auch mit fliegenden Fingern Liszts Klangpulenz auskosten, ohne dabei jedoch die Linie zu verlassen. Beraia spielte mit einer beinahe ungehörten gehaltvollen Vielschichtigkeit und hob somit Liszts Musik auf eine ihr gebührende, selten gehörte interpretatorisch-musikalische Höhe.

Neben Liszt standen noch Modest Mussorgskys „Bilder einer Ausstellung“ auf dem Programm. Der Russe komponierte das Werk 1874 nach Bildern seines verstorbenen Freundes Viktor Hartmann. Dass viele der Bilder verschollen sind, schmerzte dank Beraias lebendiger Darbietung recht wenig. Beraia ging in herausragender Weise auf die verschiedenen Stimmungen ein,

sodass ohne große Anstrengung Bilder imaginiert wurden. Überzeugend waren überraschende Akzente und beinahe schon reformatorische aber homogen wirkende Rubati und Betonungen, die schon die eröffnende „Promenade“ teilweise völlig neu wirken ließen, ohne die Grundidee des Komponisten anzutasten. Als Zuhörer war an nichts anderes zu denken als an die transportierten Emotionen und Bilder, mal statisch und angebracht distanziert, mal voller aufbrausendem Witz oder leidender Wehmut, mal mit einem den Schauer über den Rücken jagenden Grusel oder linkischem Zappeln. Bei der „Hütte auf Hühnerfüßen“ der Hexe Baba-Jaga dominierte die bösartige, beinahe schon aggressive Haltung der Hexe, abwechselnd mit unheimlichen, täuschenden Trugbildern voller Spannung.

Eine Klangexplosion der Extreme offenbarte Tamar Beraia dann im majestätisch krönenden Abschluss, dem „Großen Tor von Kiew“, ohne dabei die choralartige Sakralität im Glockengeläut untergehen zu lassen. Es war ein Abend, der keinen Zuhörer unberührt ließ, voller Einfühlungsvermögen, technischer Brillanz und Präzision und einer Musikalität, die beeindruckender nicht hätte sein können.